Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 4

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 11
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663557

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold 11

Eine ganze Woche lang wagte Otto nicht nach Lisbeths Herkunft und Vergangenheit, nach ihrem Mann und der besonderen Veranlassung zu ihrer Flucht zu fragen; nicht nur aus Scheu vor dem Vorwurf der Neugier, sondern aus der bereits erwähnten Angst, seinen allerschönsten Traum zu schrecken. Und sie? Sie sprach während der ersten Tage nur ganz Ungewisses, Zusammenhangloses, Unbedeutbares. Ach, sie erwarte Nachrichten ... Briefe ... vielleicht einen Besuch ... vielleicht auch Geld ... Es werde schon irgend etwas «von selber» geschehen. Von selber? Oh, wie wohl kannte Otto diese vage Hoffnung auf die Selbsttätigkeit des sogenannten Schicksals!

Doch eines Abends, als er Lisbeth seine Kammer mit den von ihm gemalten Weltausblicken an der Dachschräge zeigte, und dabei von seiner Sehnsucht sprach: über die Gravierwerkstatt mit ihrem sinnlosen Buchstaben-Abc hinauszustreben in das weite Reich der Kunst; und sie begeistert seine Lust und sein Talent bejahte, in ehrlicher Freude und Bewunderung vor den bunten Zeugen seiner Künstlerschaft — da ward die Stimmung so warm und so vertraulich, dass er den Arm um ihre kindlichen Schultern legte, sie auf den Bettrand zog, sie auf den Hals küsste, ihr unvermittelt «Du» sagte, und leise fragte: «Jetzt sag' mir, wo kommst du her? ... wo willst du hin? ... Ich muss es endlich wissen!» Und als sie ihren Kopf nicht wegzog, sondern näher an den seinen schmiegte, flüsterte er weiter: «Auch d u musst's wissen, was mit dir geschehen soll ... Ich will für deine Zukunft denken ... Und darum eben will ich wissen, wo deine Richtung ist, was du erhoffst und wünschest ...»

Da erzählte sie. Da brach es aus der langen Verhaltenheit: fliessend, zwitschernd und oft lange ausschweifend, als ob sie an ihrem trüben Roman doch ihre eigene grosse Freude hätte. Also zuerst einmal: eine geborene Gräfin sei sie nicht. Ihr Mädchenname laute nur Bestmann, Lisbeth Bestmann. Und sie stamme nicht einmal aus Berlin, sondern aus Görlitz in Schlesien. Gräflich geboren sei nur ihr Mann, der Taugenichts; ursprünglich Offizier, dann freier Baltikum-Soldat, den sie entlassen hätten wegen Verwahrlosung und Schwindeleien, bevor noch alle Freikorps in Deutschland aufgelöst worden seien. Dann habe er undurchsichtige, aber sehr einträgliche Geschäfte mit Pferden und Häusern getrieben, wobei ihm die alten hochherrschaftlichen Beziehungen und die gerade in dieser Hinsicht unerlässliche Krone auf der Wäsche und der Visitkarte trotz seiner sozialen Degradation immer noch gute Dienste geleistet hätten. Aber sie habe sich eben in den «fabelhaft aussehenden Gent» bis über die Ohren verliebt. Das sei in ihrer Geburtsstadt, also in Görlitz geschehen. Dorthin sei er gekommen, um wegen des Freiherrlich Kehlschen Gestüts geschäftlich zu verhandeln. Sie hätten sich beide auf den ersten Blick geliebt und gegenseitig verzaubert, und zwar bei einer Tanzerei, auf die sie verbotenerweise nachts aus der elterlichen Wohnung ausgerückt sei. Denn die Eltern seien entsetzlich streng gewesen. Wenn man auch nicht gräflicher Abkunft sei, so habe man zu Hause doch sehr auf «gute Familie» und «Kinderstube» gehalten.

Ihr Vater stand in hohen Aemtern bei der evangelischen Mission. Ein grosser, starker Mann; mit milder Stimme zwar; doch furchtbar fest im Willen. Acht Monate im Jahr war er fast immer abwesend, auf weiten Reisen; oft in England; einmal sogar in Afrika. In diesen vaterlosen Zeiten gewährte das Regiment einer schwachen Mutter dann Milderungen für sie und ihre Schwester, welch letztere sehr religiös gewesen sei; nicht ein Weltkind wie sie selber, sondern «so richtig schlesisch-fromm». Denn sie seien echte Schlesier, und träumten viel Unwirkliches; entweder zum Himmel hinauf dem lieben Gott entgegen, oder ebenso ausschweifend ins Leben hinein, wo's irdische Abenteuer gibt. Und ein solches Abenteuer erschien für sie der Graf. Zu einer Heirat mit dem verkommenen Kavalier hätte der Vater nie den Konsens gegeben. Also ging sie mit ihm davon, fort aus dem Kerker der Familie, fort aus Görlitz, diesem Winkelstädtchen.

Bei dieser Stelle dachte Otto an seinen Steinernen Winkel hinter'm Zeltweg. Aber nur einen Augenblick schweifte er zu sich und in sich. Denn

er war ganz Ohr für Lisbeths weitere Geschichte.

In Berlin hat man geheiratet. Da wurde sie also Gräfin. Sie machte Lobecks Aventuren mit, besuchte die verwegensten Lokale, erlebte wildes Spiel und Spekulationen mit Leib und Ehre und Leben. Alles war käuflich. Alles war durch Geld oder Gaunerei oder gar durch direkte Gewalt zu haben. Nun, bei einer bösen Schlägerei in einem Spiellokal, habe es der Graf mit seiner Klique völlig verdorben; habe fürchterliche Flüche und Drohungen gegen seine früheren Militärkollegen ausgestossen; und sei dann aus sich selbst verneinder Opposition geradewegs zu den Kommunisten gegangen — zu den Feineren natürlich — einer sehr lebenslustigen Gesellschaft, die allerdings ein geistig regsameres Menschenmaterial zu bieten hatte als die verkommenen Jockeys, Reitlehrer und verkappten Pferdehändler der früheren Umgebung. Da habe sie nun berühmte Linksradikale wie Bartuch, Roller und Kamenetz kennengelernt; auch Günzenburg und den verdrückten und etwas verrückten Oberleutnant Lambertz, der angeblich beim deutschen Systemwechsel vor ein paar Jahren politisch geschwenkt habe — so wie übrigens auch ihr Mann, der Graf. Während die andern meist schon vor dem Umsturz nach Paris, Amsterdam oder Ascona gereist wären, sei der Graf im Reich geblieben und hoffe gerade vom Sturz der andern für sich einen neuen Aufschwung. Sie aber, Lisbeth, sei den Freunden von der Linken treu geblieben. Dort blühe die wahre Idee und leuchte die Erlösung für die arme Menschheit.

Die Entfremdung zwischen ihr und ihm, dem Grafen, wuchs von Tag zu Tag. Nicht nur dass er mit anderen Weibern ging. Er verbot ihr den Verkehr im alten Freundeskreis. Das war zu viel. Sie wollte die Scheidung. Er willigte ein, weil er für sein neues Leben von einer neuen, reichen Ehe grösseren Vorteil erwartete. «Ja, er dachte immer nur an sich, obschon er mich liebte und vielleicht heute noch liebt.» Denn kaum waren sie getrennt, so entbrannte er neu für Lisbeth und stellte ihr nach. Doch war sie jetzt an einen anderen gebunden, einen revolutionären Schriftsteller, einen gewissen K., den der Graf hasste und aus Eifersucht auf Grund erfundener Indizien verklagte, wobei sie selber im Prozess kompromittiert wurde; weniger durch irgendeine gegen das neue Regime gerichtete Tätigkeit als durch den vertrauten Umgang mit den ehemaligen Grössen vom linken Flügel. Sie wusste halt gefährlich viel von allem möglichen. Der Graf liess sie beobachten. Er drohte ihr mit Polizei, falls sie nicht mehr zu ihm zurückkäme. Sie wurde zeitig gewarnt; und floh vor dem eigenen Mann wie vor der Polizei. Man war dicht hinter ihr her ... «Nun, und so bin ich eben da ... und du, Otto, staunst, dass ich wirklich da bin. Ich habe dich furchtbar gern; und gib mir jetzt ruhig zu: nur eine Missionarstochter aus Schlesien kann so etwas erleben.»

Mit diesem Scherz beendete Lisbeth ihre ernsthafte Geschichte, deren Romanhaftigkeit sie in Ottos braver Dachkammer selber so stark empfand, dass sie sich zum Schluss in ein ironisches Lachen flüchtete. Otto fiel es auf, dass sie berühmte Namen von Ministern und Schriftstellern wie nebenbei erwähnte, und die Selbstverständlichkeit ihrer Bekanntschaft mit so hohen Tieren mit einem Lächeln begleitete, das etwa sagen mochte: Was ist denn schon dabei, wenn sich ein General bei mir zum Bridge einlädt — oder meinetwegen der Kommunistenhäuptling Ludwig Bartuch? Otto machte sich fragende Gedanken. Trieb populäre Psychologie. Wenn einem Rang und Titel seiner Bekannten so gleichgültig waren, warum hielt man dann seine angeheiratete Grafenkrone doch für so hoch und wichtig, dass man sie, etwas altmodisch wie ihm schien, auf der Visitkarte markierte? Hatte das wohl nur ihr Schwindelkerl von Mann von ihr verlangt, als eine Art Reklame und Schutzmarke für seine Machinationen? Aber diese Erklärung reichte nicht aus.

Denn die Krone sowie das ganze tolle teure Leben schienen Lisbeth doch einen besonders eiteln Spass zu machen. Sie genoss es in der eigenen Erzählung nach. Ihre Sätze überstürzten sich, wenn sie von kleinen Festen sprach, bei denen man sechzig Flaschen Sekt geleert und 1200 Mark in einer Nacht verschwendet habe. Aber noch mehr freute sie sich gewisser Absonderlichkeiten: dass der Graf den Browning am Spieltisch immer in der seitlichen Hosentasche getragen habe, statt in der hintern wie sich's gehöre, um ihn sofort «zum Knallen bereit» zu haben. Dass er sie — nämlich die Lisbeth wie sie leibte und lebte — im Rausch einmal für zwanzigtausend Reichsmark an einen grossen Rennwettenagenten verkauft habe, wobei die Rechnung allerdings ohne den Wirt, respektive die Wirtin, gemacht worden sei. Denn sie sei ausgerückt, nach München, von wo sie der Herr Graf mit vielen Bitten wieder habe zurückholen müssen. Er lebte in Impulsen und Extremen. Man wusste nie genau, woran man mit ihm war. Abwechslungsreich war dieses Leben ganz gewiss. Lisbeth über-

sprudelte von weiteren Sensationen ihres Eheherrn: dass er sie einmal mit der Hetzpeitsche verfolgt, doch ihr am nächsten Tag aus Reue einen vier Wochen alten kleinen Bären geschenkt habe. Dass sie mit Azaña in Barcelona gespeist hätten und bei einem Kongress mit dem König von Rumänien in Deauville. Dass sie einmal zwei Nächte und den dazwischenliegenden Tag in einem Keller hungern mussten, weil eine ganze Rotte von Zuhältern und illegalen Sportmanagern ihnen im Kellergang und auf der Treppe aufgelauert hätten. Denn der Graf habe, wie sie erst später erfuhr, eine geheime Sendung Kokain und Morphium den eigenen Auftraggebern unterschlagen. «Er war ja schon ein Kerl!» fügte sie bewundernd bei. Ihre Augen leuchteten wie bei einem Kinde im Märchenspieltheater. Dann sprach sie noch von einer Haussuchung der Polizei, die ihren neuen Geliebten «aus ihrem Bett hinweg» verhaftet habe — eben jenen bereits erwähnten K. Sie wusste auch noch wilde Dinge von der Flucht, und dass sie Lobecks grünes Rennauto noch kurz vor Freiburg auf der Landstrasse in Richtung Basel gesehen habe, um sie auf einer Station vom Zug weg abzufangen. Aber das sei ihm denn doch nicht gelungen. Nun sei sie da — gerettet in der freien Schweiz.

Da fühlte sich nun Otto sehr klein und unscheinbar angesichts einer solchen Kriminalromantik, die nicht irgendein Eisenbahnroman oder ein Kino, sondern das Leben selber lieferte, und ihm aus erster Quelle, die ein schönster Mund war, zufloss. So etwas also gab's nicht nur im Film? Die Frau da neben ihm war der lebendige Beweis. Sie zeigte ihm in Person: dass Abstammung, Umgebung und Erziehung nicht unüberwindliche Grenzen um den Menschen ziehen und seine Expansionskraft hindern; und dass das Gewohnte nur vom Ungewöhnlichen besiegt wird — aus dem Bedürfnis nach der eigenen Geltung. Man kann als Missionarstochter geboren werden und dennoch, ja vielleicht gerade deshalb zur Opposition gereizt, das Leben mit einem Hochstapler teilen. Man könnte also, obgleich man der Sohn des Lokomotivführers Weidmann ist, durchaus ein Künstler werden, und vielleicht sogar der Liebhaber einer Gräfin . . . auch wenn's am blauen Blut ein bisschen mangelt. Die Zugabe ihrer bürgerlichen Abstammung enttäuschte Otto weniger als dass sie seine seelische Distanz zu ihr verringerte. Er besah sie sich nun als ein Wesen, das seiner Menschenartung nicht unerreichbar überlegen war. Sie verlor für ihn nichts an Spannungswerten. Denn war das Märchen von der Gräfin auch deromantisiert, so war es im Nu und ohne Atmosphärenwechsel hinübergeflogen in das neue Märchen von der Frau des wilden Hochstaplers. Immer noch war sie kein alltägliches Sein für ihn. Immer noch ein Schein und Schemen in der Strahlenwolke der Verliebtheit.

Allerdings: das Bild der Mutter erkannte er nun nie mehr in ihrem Gesicht; auch nicht im Mondschein auf den «Felsensteinen». Ein spielerisches Winken und Blinken huschte ihr oft um die Augen und den Mund, der selten sein scherzendes Lächeln verlor. Auch sah er ihre Züge nur in ganz seltenen Augenblicken wieder so kindlich und schutzbedürftig wie in der ersten Nacht ihrer Begegnung. Nur noch ein einziges Mal erblickte er sie in jener Angst, Verlorenheit und einer ratlosen Verzweiflung, wie man sie nimmer der Gefährtin eines Abenteurers zu getraut hätte. Das war an jenem Tage, als sich die Polizei nach ihr erkundigte. Das war die Nacht, in der sie sich ihm hingab.

— — — — — — — — — — — —

Dieser Schicksalstag kam erst im Laufe des Septembers. Bis zu dieser Zeit vertrieb sich Lisbeth die Zeit mit Bücherlesen, mit tagelangen Sonnenbädern im Strandbad, mit dem Besuch von freien Vorträgen und Versammlungen, und mit gelegentlichen Tipparbeiten bei angehenden Schriftstellern aus dem Grand Guignol. Auch lernte sie einmal in einer Bar einen älteren Advokaten kennen, der ihr zur Abschrift einer Broschüre fünf Halbtage lang in seinem Hause in die Maschine diktierte. Tippen, das konnte sie gut; das hatte sie bei ihrem Geliebten K. gelernt. Solche für Ausländer verbotene Schwarzarbeiten ergaben ein paar Franken Einkommen, abgesehen vom Verkauf einiger wertvoller Schmuckstücke, die allerdings nur für einen lächerlichen Schleuderpreis verkäuflich waren. Immerhin belastete sie Ottos Lohngehalt nur mit der Miete, die sie den ahnungslosen Grosseltern zahlte. Von einer Störung ihres Daseins durch die Deutsche konnte übrigens keine Rede sein. Das Fräulein stand zwar sehr spät auf, ging aber dann für den ganzen Tag weg und kam erst in der Nacht zurück. Man merkte wenig von der Mieterin. Und wenn sie jemand von den Häuslern sah, so grüssten sie sich gegenseitig nur kurz und unvertraulich, und zwar aus gegenseitiger Scheu vor ihrer Andersartigkeit und Fremdheit.

Nur das Polenkind hatte keine Angst vor ihr. Es folgte Lisbeth sogar einmal bei ihrem morgendlichen Weggang den Zeltweg hinunter, lief nebenher, und liess sich von ihr freundlich ausfragen. Aber kurz vor dem «Pfauen» wurde der Raoul auf einmal frech, indem er in gehörig sicherndem Abstand zu ihr hinrief: «Weisst du, was du bist? Du bist ein Büsi!» Und die Flucht ergriff. Ein andermal gar steigerte der Kleine noch seine Keckheit durch den Ruf: «Du bist ein Lumpentierli.»

Woher bezog das Polenkind nur solche Worte? Sollte der Fuhrmann Koller es in seiner Menschenkenntnis unterrichtet haben? Nicht mehr nur als Betreuer und bester Seelenkenner des Alten Fritz war der breitbärtige Raudi für Raoul eine hochinteressante Respektperson. Er besass auch die grösste Nickeluhr der Welt, die man ans Ohr halten durfte, wo sie die Zeit mit einer unerbittlichen Grobhheit in Sekunden zerschlug. Der Koller lehrte den jugendlichen Fremdling die Kenntnis der Jasskarten und prüfte ihn auf den «Schellengaggi», den «Rosenkönig» und den «Eichelunder». Welch ein nationales Glück für so ein heimatloses Polenkind, auch wenn es für gelegentliche Verwechslungen in dieser schweren Wissenschaft von Koller mit einem gar nicht immer sanften Tätsch aufs Händchen bestraft wurde. Er las ihm auch im Rausch gelgentlich aus seinem Leibblatt, der «Hohlen Gasse», die neuesten Skandalgeschichten über Konkurse und gewisse leichtsinnige Störungen im schweizerischen Familienleben vor; eine Pädagogik, die keinesfalls den Beifall Vater Pestalozzis gefunden hätte. Bei solchen Aufklärungen mochten dann auch kritische Nebenbemerkungen über die Bewohner des Steinernen Winkels fallen, wobei gegen die Weidmanns bemerkenswerterweise nie ein böses Wort fiel; dafür aber die Faulheit des Buchbinders, die Dummheit Hämigs, der Geiz der Zuberbühlers und namentlich der unsolid leuchtende Fremdkörper der «neuen Berlinerin» mit reichlicher Charakteristik bedacht wurden. So mochte denn das Polenkind von Koller mancherlei gelernt haben, das es an seine Mama oder eben an das Fräulein Lobeck unverbindlich weitergab. Aber Lisbeth verstand nicht einmal genau die Laute des Wortes «Lumpetierli», geschweige seinen Sinn; und die Bezeichnung «Büsi» fand sie keineswegs beleidigend, weil sie so niedlich in ihr Ohr klang; und sie hätte sie auch dann noch erfreulich und belustigend gefunden, wenn sie gewusst hätte, dass ein Büsi eine Katze ist. Warum nicht Katze?

Zum Mittagessen ass Elisabeth, Gräfin Lobeck, während der ersten vierzehn Tage ihres Zürcher Daseins im Grand Guignol zwei Semmeln und trank dazu einen Café crème. Dann blieb sie den ganzen Tag unter den genialen jungen Menschen sitzen; oder sie liess sich immer wieder im Strandbad von der Sonne das Bewusstsein töten; oder sie spazierte stundenlang an beiden Quais, bis sie um sechs Uhr abends den Otto in der Fraumünsterstrasse von seiner Werkstatt zum Abendessen abholte. Alle Wirtshauskosten dieser ersten zwei Wochen bezahlte sie ihm schon im Laufe des August aus dem Erlös ihres Schmuckes zurück. Nach dem gelungenen Verkauf leistete sie sich gelegentlich in einer kleinen Wirtschaft im Seefeld auch ein bescheidenes warmes Mittagsmahl. Zu dieser Zeit ass Otto am Familientisch zu Hause. Vergeblich suchte er sie zu bereden, sich bei den Grosseltern auch in Kost zu geben; denn dann sei man auch Mittags beieinander. Aber sie lehnte den Vorschlag ab. Das roch für sie nach armen Leuten. Wenn sie auch selber bettelarm war, plazierte sie sich immer noch in der Herrscherschicht der Gesellschaft. Essen allein macht nicht satt. Es kommt auf den Tisch an, auf dem gedeckt wird. In den Tellern der Weidmanns roch das Essen nach Pflicht und Arbeitslohn. Die Suppe war mit Moral gewürzt. Lieber hungerte sie.

Aber bald hungerte sie eben nicht mehr. Für ein paar Wochen reichte ihr Vermögen, um über den Nachmittag bei Bettini am See vor einer Tasse Kaffee zu sitzen und die Blicke der Herren an sich abprallen zu lassen. Ja, und als sie eines Tages plötzlich einem gewissen Lambertz begegnete, da schien es für diesen deutschen Herrn ein ganz besonderes Glück zu sein, dass er die Landsmännin «so überraschend angetroffen» habe. Dieser Lambertz war hoch gewachsen und von grader Haltung wie ein preussischer Offizier. Doch sprach er ohne Stolz, wenn auch mit den unverkennbaren Knacktönen des Berliners. Hin und wieder schien er eine ganze Menge Geld zu haben und war spendabel. Dann ergaben sich Besuche von Bars oder gar des Five o'clock im Baur au lac. Wenn aber Herr Lambertz — «ein guter alter Bekannter», wie ihn Lisbeth Otto vorstellte — gerade kein Geld hatte, was auch oft vorzukommen schien, weil er auf einmal nicht mehr rauchte und angeschmutzte Hemdmanschetten trug — so fanden sich als Ersatz noch einige Bekanntschaften mit Herren, denen eine Konsumation von dreissig Franken für das Abendessen keines Nachdenkens würdig schien.

(Fortsetzung folgt)